

Citation style

Arnke, Volker: review of: Michael Rohrschneider / Anuschka Tischer (eds.), *Dynamik durch Gewalt? Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) als Faktor der Wandlungsprozesse des 17. Jahrhunderts*, Münster: Aschendorff Verlag, 2018, in: *Osnabrücker Mitteilungen*, 124 (2019), p. 351-355, DOI: 10.15463/rec.reg.1777828162

First published: *Osnabrücker Mitteilungen*, 124 (2019)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Johannes Burkhardt, der es nicht versäumt, seine in der Forschung vielrezipierten Thesen der frühneuzeitlichen Kriegshäufung („Bellizität“) und des „Staatsbildungskrieges“ in seine Darstellung einzuflechten, ist es mit „Der Krieg der Kriege“ gelungen, eine wichtige und bislang untergeordnete Perspektive auf den Dreißigjährigen Krieg in den Vordergrund zu rücken – nämlich jene der stetigen und oftmals gescheiterten Friedensversuche. Seine vergleichsweise komprimierte Abhandlung lässt dabei überwiegend nur Andeutungen zu, die allerdings lohnend wären, von der Forschung aufgegriffen und vertieft zu werden. Zur weiteren Belebung der Thematik konnte bereits etwa die Osnabrücker Tagung „Wendepunkte. Friedensende und Friedensanfang vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Gegenwart“ (Oktober 2018) beitragen, die anhand dreier Beispielkonflikte den Fragen nach dem Scheitern von Frieden, von Versuchen der Friedenswiederherstellung und letztlich den Gründen für eine erfolgreiche Rückkehr zum Frieden nachgegangen ist. Es bleibt zu hoffen, dass die Forschung diesen Weg weitergeht und den Blick verstärkt auf die zahlreichen gescheiterten Friedensbemühungen der Geschichte lenkt, nicht zuletzt um daraus mögliche Schlüsse für die Deeskalation der Konflikte heutiger Tage ziehen zu können.

Osnabrück

Volker Arnke

Michael Rohrschneider/Anuschka Tischer (Hg.), *Dynamik durch Gewalt? Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) als Faktor der Wandlungsprozesse des 17. Jahrhunderts* (Schriftenreihe zur Neueren Geschichte N.F. 38/1), Münster: Aschendorff 2018, VII u. 342 S., 12 Abb., ISBN 978-3-402-14766-5, € 48,00.

Der Sammelband „Dynamik durch Gewalt?“ dokumentiert die Beiträge einer Würzburger Tagung, die im September 2016 von den Lehrstühlen für Geschichte der Frühen Neuzeit der Universitäten Bonn und Würzburg ausgerichtet wurde. Anlass der Konferenz war der damals noch bevorstehende 400. Jahrestag des Ausbruchs des Dreißigjährigen Krieges (23. Mai 1618). Im Mittelpunkt stand die Frage, inwiefern der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Frieden (1648) Veränderungsprozesse in den „Bereichen des politischen, wirtschaftlichen, militärischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens“ (S. 3) auslösten oder verhinderten – in positiver wie negativer Hinsicht. Dabei kam dem Phänomen der „Gewalt“ und der Frage, inwiefern diese Entwicklungen ausgelöst bzw. katalysiert habe, der Charakter eines sämtlichen Beiträgen zugrundeliegenden Analysekriteriums zu.

Die 14 inhaltlichen Beiträge sind zu Übersichtszielen in fünf Themenbereiche gebündelt, die ein breites Spektrum abstecken und mehr oder weniger den oben genannten Lebensbereichen, die vom Krieg und Friedensschluss beeinflusst wurden (S. 3), entsprechen: 1. Krieg, Gewalt und Wandel; 2. Narrative und Interpretationen; 3. Politische Akteure: Fürsten und Stände; 4. Militärische Akteure und Praktiken; 5. Kulturelle Repräsentation und Kommunikation.

Mit einem Beitrag, der das Tagungskonzept umfassend aufgreift, eröffnet Mitherausgeberin Anuschka Tischer die erste Sektion „Krieg, Gewalt und Wandel“. Angesichts der Publikationsflut zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges im Jubiläumsjahr 2018 fällt es zunächst schwer, Tischers Kritik zu teilen, nach der die historische Forschung seit Ende des Zweiten Weltkrieges danach strebe, die Neuzeit

ohne „Krieg zu erforschen oder ihn zu marginalisieren“ und sich stattdessen allein auf Frieden und Diplomatie zu konzentrieren (S. 16). Das Plädoyer der Autorin für eine „moderne“, „erweiterte Kriegsgeschichte“ (S. 31), die die Wechselwirkungen von Krieg und Gewalt mit der Gesellschaft umfassend in den Blick nimmt, erscheint hingegen als bedenkenswerte Anregung einer Perspektiverweiterung.

Christoph Kampmann, dessen Beitrag „[m]ilitärische Gewalt und politische Innovation in der Epoche des Dreißigjährigen Kriegs“ thematisiert, kann zunächst ausklammern, dass der Krieg einen nennenswerten Wandel in der Bedeutung grundlegender gesellschaftlicher Ordnungselemente, wie etwa von Konfessionen und Dynastien, ausgelöst habe. Weiterhin stellt er aber fest, dass „ein deutlich gewandeltes Verhalten der politischen Akteure im Reich beim Ringen“ (S. 61) um Frieden und Sicherheit durch die Dynamiken des Krieges eintrat. Habe zu Beginn des Konflikts noch die Prämisse militärischer Stärke gegolten, seien ab 1635 diplomatisch-politische Verhandlungen und Kompromissuche mehr und mehr bevorzugt worden.

Im zweiten Teil des Sammelbandes „Narrative und Interpretationen“ setzt sich zunächst Johannes Burkhardt mit der Rezeption seiner These vom Staatsbildungskrieg auseinander, nach der sich die hohe Kriegsdichte der Frühen Neuzeit mit der „Unfertigkeit“ der damaligen politischen Gemeinwesen erklären lasse. Zugleich geht er auf seine Standpunkte zu aktuell wieder verstärkt diskutierten Fragen etwa nach der Klassifizierung des Dreißigjährigen Krieges als Religionskrieg oder nach der Etablierung eines „Westphalian Systems“ (S. 88–91) gleichermaßen souveräner Staaten nach dem Westfälischen Frieden ein. Burkhardts Ausführungen zeigen, wie wichtig seine geschichtswissenschaftlichen Theoreme nicht nur für das Verständnis der Epoche, sondern auch für die Belebung der Forschungsdiskussion bleiben.

Christian Mühling, der kürzlich seine Dissertation zum frühneuzeitlichen Religionskriegsbegriff publiziert hat (Die europäische Debatte über den Religionskrieg (1679–1714). Konfessionelle Memoria und internationale Politik im Zeitalter Ludwigs XIV., Göttingen 2018) führt eben jene Thematik in seinem Artikel komprimiert aus. Konkret macht er anhand historiographischer Quellen französischer, englischer und deutscher, protestantischer wie katholischer Provenienz überzeugend deutlich, dass sich die Klassifizierung des Dreißigjährigen Krieges als Religionskrieg retrospektiv entwickelte: „Erst um 1700 entstand in Europa eine große Debatte, in deren Rahmen der Dreißigjährige Krieg endgültig als Religionskrieg firmierte und damit in der Erinnerung dauerhaft zu einem Religionskrieg wurde“ (S. 93).

Den dritten Abschnitt des Bandes „Politische Akteure: Fürsten und Stände“ leitet Kerstin Weiland mit einem Beitrag zu „reichsständischen Gestaltungsräume[n] im Dreißigjährigen Krieg“ ein. Sie macht mittels eines komplexen methodischen Zugriffs und zugleich in enger Orientierung am Konzept des Bandes Brüche und Kontinuitäten im Individualverhalten Landgraf Wilhelms V. von Hessen-Kassel vor dem Hintergrund spezifischer Entwicklungen und Dynamiken des Krieges sichtbar. Im Ergebnis gelingt es der Autorin deutliche Wechselwirkungen zwischen dem Handeln des Fürsten und dem Kriegsverlauf, der unerwartete Handlungsmöglichkeiten („Windows of Opportunity“, S. 122) eröffnet habe, herauszuarbeiten.

In Anlehnung an seine unlängst publizierte Dissertation (Die Reichskreise im Dreißigjährigen Krieg. Kriegsfinanzierung und Bündnispolitik im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, Berlin/Boston 2018) beschäftigt sich Fabian Schulze

mit dem kurzlebigen Leipziger Bund von 1631 als einem reichsständischen Militärbündnis im Dreißigjährigen Krieg im Lichte der Reichskreisordnung. Unter anderem geht er dabei der Frage nach, „welche politisch-militärische Dynamik“ die Allianz auslöste (S. 139). Er kommt u.a. zu dem überzeugenden Schluss, dass das kompromisslose Vorgehen Kaiser Ferdinands II. gegen die verbündeten Reichsstände letztere in neue Bündnisse mit den Schweden getrieben habe (S. 159).

Arndt Schreiber skizziert ganz im Sinne des Bandkonzeptes „längerfristige Wandlungsprozesse“ in der frühneuzeitlichen Adelskultur, die durch „die individuellen Gewalterfahrungen des Dreißigjährigen Krieges“ beeinflusst wurden (S. 162). Konkret gibt er einen Einblick in das Tagebuch Christians II. von Anhalt-Bernburg und stellt darin eine den Adeligen zutiefst verunsichernde Wirkung des Krieges wie „depressive Stimmungen“ und „unerträgliche [...] Belastungen“ fest (S. 172). Angesichts von Desideraten in diesem Forschungsfeld plädiert der Autor überzeugend für eine Fortführung der Untersuchung „soziale[r] Wandlungsprozesse durch die Mentalitätsgeschichte“ (S. 173).

In seinem Beitrag setzt sich Michael Kaiser mit der vorherrschenden Forschungsmeinung auseinander, nach der insbesondere die Fürsten als Träger des „Prozess[es] der Staatswerdung“ gelten, der durch den Dreißigjährigen Krieg wichtige Impulse erhielt (S. 175). Der Autor erweitert diese Perspektive, indem er die Landstände als Teilhaber des genannten Prozesses in den Blick nimmt. So stellt er anhand der Stände von Kleve und Mark, „die zu den klassischen Vertretern einer selbstbewussten [...] Ständelandschaft zähl[en]“ (S. 177), überzeugend fest, dass die Landstände stets bereit waren, „Verantwortung für das Land zu übernehmen“ (S. 203), was bald die Füllung eines Machtvakuums angesichts landesherrlicher Ferne, bald die Bereitschaft zum Herrschaftskompromiss mit einem präsenteren Herrscher bedeuten konnte.

Der vierte Teil des Bandes „Militärische Akteure und Praktiken“ wird vom Beitrag Astrid Ackermanns zu einem der bekanntesten Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges eingeleitet. Konkret untersucht die Autorin anhand der Karriereziele Bernhards von Sachsen-Weimar, der im Kriegsverlauf immer wieder nach dem Erhalt einer Landesherrschaft strebte, die Frage nach der „Offenheit des Reichssystems“ (S. 208). Sie macht deutlich, dass sich im Vorfeld der weitgehenden Restauration der Reichsverfassung durch den Westfälischen Frieden im Kriegsverlauf immer wieder Möglichkeiten auf Verschiebungen im Mächtegefüge des Reiches ergaben, von denen Bernhard profitierte. Allein, seine persönlichen Zugewinne hätten im Friedensschluss einer rechtsrechtlichen Legitimation bedurft, so er nicht zuvor gestorben wäre.

Peter H. Wilson, dessen Beitrag als einziger in Englisch gehalten ist – ein deutschsprachiges Abstract wäre hier möglicherweise sinnvoll gewesen –, befasst sich mit Strategien, Politik und Finanzierung der Kriegsparteien. Er zeichnet ein spannendes Bild, das jenseits der weit verbreiteten Vorstellung einer ungezügelten, unkontrollierten und sich selbst befeuernden Kriegführung („Der Krieg ernährt den Krieg.“) durch sich selbst überlassene Armeen liegt. Vielmehr seien zahlreiche Elemente der damaligen Kriegführung, wie Besetzungen, Plünderungen, Schenkungen, Subsidienzahlungen etc., gezielt als politisch-strategische Mittel eingesetzt worden, um bei den Friedensverhandlungen über machtvolle Ausgangspositionen zu verfügen.

Mit einem klassischen Thema der Militärgeschichte, der Festungsbaukunst, beschäftigt sich Stefan Bürger. Dabei geht es ihm um einen Überblick über wesentliche

Trends der zeitgenössischen gelehrten Literatur, die eine „theoretische Idealvorstellung“ (S. 251) des Festungsbaus formulierte. Bürger geht der Frage nach, wie das damalige Ziel, „mit Festungen als dynamische Maschinen die militärische Gewalt [zu] verstärken“ (S. 251), erreicht werden sollte. Indem er die Entwicklungen der zweiten Hälfte des 16. sowie des 17. Jahrhunderts mithilfe mehrerer Abbildungen beleuchtet, gelangt der Autor zu begrüßenswerten neuen Fragestellungen, die die Ausgangsanahme (Festungen als Verstärkung von Gewalt) infrage stellen und weitere Forschungen anregen.

Der fünfte und letzte Teil des Bandes „Kulturelle Repräsentation und Kommunikation“ beginnt mit dem Beitrag von Eva-Maria Krems, die nach dem „Wandel der höfischen Repräsentationskultur nach dem Dreißigjährigen Krieg“ fragt und einen solchen u.a. anhand der Untersuchung des Zeremoniells und des Schlossbaus feststellen kann. Wie die Autorin selbst ausführt, sei es im vorliegenden Fall „nicht passend“ im Sinne des Bandkonzeptes nach „Dynamiken durch Gewalt“ zu suchen (S. 277), vielmehr waren es die Regelungen des Westfälischen Friedens und ihre Auswirkungen, die „eine in zahlreichen Aspekten gewandelte höfische Kultur entstehen ließen“ (S. 289). Nicht die Entwicklungen des Krieges waren hier also genuin maßgeblich, sondern das Friedenswerk, das ihnen ein Ende setzte.

Arina Lasarewa setzt sich mit den Wirkungen des Krieges auf „die deutsche Nationsbildung“ auseinander. Neben der bereits bekannten Entwicklung, nach der deutschsprachige Dichter des 17. Jahrhunderts in den damals entstehenden Sprachgesellschaften Überlegungen zur deutschen Nation anstellten, die dem späteren Nationalismus als Vorlagen dienten, geht die Autorin so weit, die damaligen Poeten als „Erwecker der Nation“ (S. 293) zu bezeichnen. Insbesondere betont Lasarewa Abgrenzungstendenzen, konkret die in Poesie, Propaganda und Publizistik geschaffenen „Feindbilder“ der „Ausländer: Spanier, Schweden, Franzosen“ (S. 294). Dabei ist aus Sicht des Rezensenten eine gewisse Verengung der Betrachtung zu kritisieren, die u.a. die Frage aufwirft, wie sich etwa schwedenfreundliche Drucke deutscher Provenienz oder konfessionell geprägte Publizistik in dieses teleologisch gezeichnete Bild der Entstehung eines deutschen Nationalgedankens fügen, der sich bis in den Nationalismus hinein fortgesetzt habe.

Der abschließende, von Arno Strohmeier verfasste Beitrag ist ein begrüßenswerter „Schritt in [...] Richtung“ (S. 320) der stärkeren Berücksichtigung des Osmanischen Reiches bei der Erforschung des Dreißigjährigen Krieges. Eine Perspektive, die wie der konzise Forschungsüberblick eindrucklich zeigt, bislang erheblich zu kurz kommt – von wenigen Ausnahmen (v.a. Peter Wilson, *Europe's Tragedy. A New History of the Thirty Years War*, London u.a. 2009) einmal abgesehen. Es gelingt Strohmeier anhand der Auswertung der Korrespondenz des kaiserlichen Residenten in Konstantinopel, Johann Rudolf Schmid zum Schwarzenhorn (1629–1643), nachzuweisen, dass der „Krieg in der habsburgisch-osmanischen Diplomatie einen festen Stellenwert besaß“ (S. 334) und letztlich die machtpolitische Dimension des Dreißigjährigen Krieges „bis weit in den asiatischen Raum hinein[reichte]“ (S. 335).

Nach der Lektüre der Aufsätze lässt sich mit Blick auf die Ausgangsfragen der Herausgeber*innen sagen, dass der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Frieden in den „unterschiedlichen Bereichen (Politik, Gesellschaft, Militär, Kunst und Kultur usw.)“ (S. 5) äußerst verschiedene Dynamiken ausgelöst oder beeinflusst haben,

die in ganz unterschiedlicher Weise (zum Teil auch gar nicht) durch den Faktor „Gewalt“ bedingt worden sind. Die Konzeption des Bandes vermittelt daher mitunter den Eindruck, dass unter diesem Zuschnitt beliebig viele Themen hätten vereint werden könnten, ohne ein in besonderer Weise zusammenhängendes Ganzes zu ergeben. Weiterhin lassen sich in einigen Artikeln Entwicklungen lediglich für den Zeitraum des Krieges nachvollziehen, in anderen hingegen allein die Wirkungen des Westfälischen Friedens, was vor allem die starke Zäsurwirkung des Friedensschlusses von 1648 betont. Insgesamt stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, ob nicht ein thematisch engeres und/oder stärker theoretisierendes Grundkonzept in der Zusammenführung der einzelnen, fraglos teils äußerst anregenden Beiträge zu einem greifbareren Gesamtergebnis geführt hätte.

Osnabrück

Volker Arnke

Hans Medick, *Der Dreißigjährige Krieg. Zeugnisse vom Leben mit Gewalt*, Göttingen: Wallstein Verlag, 2. Aufl. 2018, 448 S., 40 Abb., ISBN 978-3-8353-3248-5, € 29,90.

Wie kaum anders zu erwarten, hat das Jahr 2018 mit dem 400. Jubiläum des Beginns des Dreißigjährigen Krieges eine Fülle von Publikationen zu diesem epochalen Ereignis der deutschen und europäischen Geschichte hervorgebracht. Von den umfangreichen und umfassenden Monografien etwa aus der Feder Georg Schmidts, Peter H. Wilsons oder Herfried Münklers unterscheidet sich Medicks Buch dadurch, dass es nicht die großen politischen und militärischen „Haupt- und Staatsaktionen“ wie etwa Schlachten, Koalitionen oder Verhandlungen in den Blick nimmt. Stattdessen präsentiert Medick in der „Darstellungsform einer episodischen dokumentarischen Mikrogeschichte“ (S. 14) zeitgenössische Selbst- und Zeitzeugnisse, ohne damit jedoch lediglich eine weitere Quellendokumentation in Form einer mehr oder weniger beliebigen Aneinanderreihung einzelner, unverbunden nebeneinander stehender Testimonien zu bieten. Vielmehr unternimmt der Autor durch die Einbettung der mikrohistorischen Perspektive in den makrohistorischen Kontext nichts weniger als den „Versuch einer andersartigen Gesamtdarstellung des Dreißigjährigen Krieges“ (S. 12).

Das Buch ist in acht große Kapitel gegliedert. Da diese das Spektrum der behandelten Themenfelder aufzeigen und den Rahmen bilden, in den im Folgenden die einzelnen Quellen eingeordnet werden, seien die einzelnen Überschriften hier aufgeführt: 1. Anfänge. Der Prager Fenstersturz von 1618 und seine Folgen – 2. Religionen im Krieg? Macht und Gewalt in konfessionellen Auseinandersetzungen vor Ort – 3. Der Krieg im Alltag. Soldaten und Zivilbevölkerung zwischen Gewalt und Zusammenleben – 4. „Geißeln“ des Krieges. Pest, Hunger und der Verzehr von Menschenfleisch – 5. Belagerung, Massaker, Schlacht. Wahrnehmung von Gewalt und massenhaftes Sterben 6. Medien und Krieg. Schlachtentod und politischer Mord als Medienereignisse: König Gustav Adolf 1632 und Albrecht von Wallenstein 1634 – 7. Der lange Weg zum Frieden. Friedensinitiativen, Friedensschlüsse und ihre zeitgenössischen Wahrnehmungen – 8. Festmahl und Freudenfeuerwerk. Das Ende des Krieges auf dem Nürnberger Exekutionstag.